

Zukunft der Orden – Visionen sind notwendig

Maria Crucis Doka, Luzern*

Einleitung

Zukunft der Orden – gleich stellt sich das Bild unserer Alterspyramide ein: eine Pyramide, die auf dem Kopf steht, wenigstens was die europäischen Provinzen unserer Kongregation betrifft. Und es fehlt nicht an Stimmen, die vom Untergang der Orden sprechen: „Was wollen Sie denn da noch sagen; von den Orden erwarten wir ohnehin nichts mehr oder nicht mehr viel. Sie sind krank, sie kämpfen ums Überleben.“ „Der Zusammenbruch ihrer Einmaligkeit beschleunigt sich“ (Weltwoche, Nr. 32, 08. 08. 1991).

Ich gehöre zu jener Generation, die mit großen Erwartungen und mit Begeisterung das Zweite Vatikanische Konzil und die Schweizer Synode verfolgte. Es war damals ein gutes Gefühl – um es einmal so zu sagen – katholisch zu sein und auch noch einem Orden dieser Kirche anzugehören. Heute ist diese Stimmung in weiten Kreisen anders geworden; sie ist bei nicht wenigen in Enttäuschung und Resignation umgeschlagen. Auch ich persönlich erlebe die Situation oft als belastend, bemühend und wenig zukunftsweisend. Dennoch ist dies nicht der Grundton meines Lebens. Ich vermag der heutigen Situation in Welt, Kirche und Orden durchaus auch positive, zukunftsfrüchtige Aspekte abzugewinnen. Ich habe Träume, Visionen, wenn Sie wollen; ich teile diese mit anderen – als Glied dieser Kirche, als Frau und Ordensfrau, als Mensch dieses Jahrhunderts und dieser Welt. Das heißt: Ich habe Wünsche, ich möchte Veränderungen, ich glaube und hoffe auf solche Veränderungen, und ich sehe in eben dieser unserer heutigen Situation solche Veränderungen bereits in Gang oder wenigstens deren Möglichkeiten keimhaft enthalten.

Ich denke, daß jedes Leben Visionen und Träume braucht, das Leben jedes Einzelnen, das Leben auch einer Gruppe, eines größeren Ganzen. Und schließlich hat kein geringerer als unser Bundespräsident Flavio Cotti das Privileg zu träumen zwar besonders den Kindern attestiert, aber gleichzeitig auch die Erwachsenen aufgefordert, sich den Träumen nicht zu verschließen und das Wagnis immer wieder einzugehen (Rütliwiese 31. 07. 1991). Und der kürzlich verstorbene große, alte Mann der Katholischen Soziallehre, Oswald von Nell-Breuning, meint: „Man sollte Zukunftsperspektiven („konkrete Utopien“) vor Augen haben, auch wenn es nachher anders kommt, als man es sich vorher gedacht hat, anstatt daß man in der politischen Tageskleckserei immer von einem Befehl zum anderen hüpft“ (Publik-Forum September 1991).

Visionen und Träume sind nicht zuletzt für Verantwortliche in Kirche und Orden notwendig – besonders im Hinblick auf den immer wieder neu zu ak-

* Leicht veränderter Text eines Vortrags, den Sr. Dr. Maria Crucis Doka, Schwestern vom Hl. Kreuz, Menzingen, anlässlich der Tagsatzung der Orden und Gemeinschaften der Schweiz vom 7.–9. Oktober 1991 in Ingenbohl gehalten hat.

tualisierenden Evangelisierungsauftrag. Es war anlässlich eines Symposiums des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen, an dem ich als Delegierte der Union der Europäischen Ordensobernkongressen teilnehmen konnte. Die Themen der Symposien der letzten Jahre kreisten bekanntlich um Säkularisierung und Evangelisierung. Als Gäste des Symposiums hatten wir Ordensleute, zusammen mit den Vertretern der Priester und Laien die Möglichkeiten, in den Arbeitsgruppen dabeizusein und mitzudiskutieren. Die Gruppengespräche, die ich persönlich erlebt habe, bewegten sich auf sehr verschiedenen Ebenen: die Bischöfe der Gruppe A versuchten in einem langen, gescheiterten und tiefschürfenden Gespräch genaue Grenzen zu ziehen zwischen einzelnen Mitgliedergruppen unserer Kirche: da war der innerste Kreis der praktizierenden Gläubigen, dann folgten die sogenannten Auswahlchristen, dann die in Sachen Glaube und Praxis Randständischen und schließlich die Uninteressierten und Aussteiger. Das Gespräch drehte sich vor allem um die Abgrenzung der verschiedenen Gruppen. Wieviel daraus für die Belebung der Evangelisierung resultierte, mag offen bleiben!

Die Bischöfe der Gruppe B waren vor allem mit der Frage beschäftigt: „Wie bringen wir die Frohe Botschaft zu den Menschen unserer Zeit im Hier und Heute? Wie erreichen wir diese Menschen? Was brauchen sie? Wer will Gott – der menschgewordene – für sie sein?“ Es ging um die Vision vom Reich Gottes, wie es Jesus zu Beginn seines öffentlichen Lebens angekündigt hatte. Die konkrete Frage, die sich diese Diskussionsteilnehmer anschließend stellten, war die Frage nach den Kanälen, über die die Botschaft den heutigen Menschen erreichen müßte. Die Vision oder der Traum vom befreiten Menschen führte die Bischöfe ans Handeln und an mögliche Strategien heran. „Es sind die utopischen Visionen, die uns Leben schenken, und welche fruchtbar machen“ (Leonardo Boff, Aufbruch 18.04.1991). Solche und ähnliche Erfahrungen und Überlegungen motivieren mich schließlich, Ihnen einige Gedanken zum Thema Zukunftsvisionen vorzulegen. Denn Visionen, Träume haben dann eine größere Chance ganz oder teilweise verwirklicht zu werden, wenn wir sie nicht allein, sondern gemeinsam träumen.

Träume und Visionen

Träume tun uns Ordensleuten gerade in unserer heutigen, europäischen Situation not. Diese Situation näher zu beschreiben ist müßig. Wir sind damit täglich konfrontiert. Was für eine Bedeutung haben Visionen in der heutigen Situation?

Die Frage nach der eigenen Identität ist immer dann besonders aktuell und drängend, bisweilen auch bedrängend, wenn bisherige Selbstverständlichkeiten in Frage gestellt werden, bisherige Antworten nicht mehr genügen. Daß dies heute für Orden und Kirche der Fall ist, kann nicht bestritten werden. Es geht um die Sehnsucht nach neuer Inspiration; das ursprünglich Lebendige muß neu gesucht werden. Visionen können uns neu auf den Weg bringen. Ge-

meint sind nicht irgendwelche (weltfremde) Träume, sondern solche, die eine kreative Kraft in sich haben, nicht am realen Leben vorbei, sondern in das Heute hineinwirkend, belebend, als mitreißende Impulse.

Voraussetzung jeder Kreativität, so sagen uns die Psychologen, ist das Ergriffensein, das Betroffensein von etwas, das größer ist als wir selbst, das z. B. mehr ist als das, was wir heute erleben als fragmentarische Gegenwart. Man wirft uns Menschen in der westlichen Welt vor, wir hätten keine Visionen, keine Utopien mehr. Woran mag das liegen? Sind wir vielleicht nicht mehr Betroffene? Lassen wir uns nicht mehr ergreifen und begeistern von etwas, das größer ist als wir selbst, auch nicht von höchsten Werten, von dem „Höchsten Gut“ wie es Franziskus von Assisi nennt. Ich kann mir denken, daß viele von uns in Schule, Pfarrei, in Gruppen oder in persönlichen Begegnungen das Phänomen der Freudlosigkeit, der Apathie und Langeweile, der Antriebslosigkeit oder der Übersättigung erleben – bei Erwachsenen, aber auch in erschreckendem Maße bei Jugendlichen. Ein peruanischer Priester, der eingeladen worden war, sich über seine Erfahrungen in der Schweiz und mit den Schweizer und Schweizerinnen zu äußern, nannte u. a. die Freudlosigkeit auf den Gesichtern und im Umgang mit vielen unserer Landsleute. Er könnte sich das kaum erklären, sagte der Peruaner, da es uns doch so gut gehe! Im Unterschied dazu finde er bei den Armen seiner Heimat, selbst bei denen, die am Rande des Existenzminimums lebten, viel mehr Zufriedenheit und Fröhlichkeit. Nur Temperamentssache? Oder liegt der Grund doch viel tiefer?

Es ist die Freude, die Energien freisetzt, die Phantasie aktiviert, die Vertrauen und Risikofreudigkeit schenkt, die einen Raum der Freiheit schenkt und auf die Zukunft hin öffnet. Dazu Verena Kast: „Freut euch endlich, damit all diese schönen menschlichen Möglichkeiten auch wirklich zum Tragen kommen.“ Man könnte dieses Wort umwandeln und sagen: Freut euch endlich an all dem, was Jesus euch verkündet hat, damit auch all die Möglichkeiten christlichen Lebens, die Möglichkeiten Gottes, zum Tragen kommen. Dazu noch eins. Ein Wort von E. Bloch mag uns den Unterschied zwischen Illusionen und Visionen verdeutlichen? „Visionen“ sind Illusionen, Luftschlösser und Tagträume dann, wenn sie ein Faulbett abgeben, wenn sie uns daran hindern, den Alltag anzugehen. Echte Visionen sind sie dann, wenn sie das Jetzt und Hier zu beunruhigen oder zu beleben vermögen, dieses in eine produktive Spannung versetzen. Wenn heute von einem Defizit an Visionen und Utopien in unserm Europa die Rede ist, dann hängt dies wohl auch mit einem Verlust der Spannkraft, Risikofreudigkeit des „alt gewordenen Kontinents“ zusammen. Hoffnung – biblisch/christlich gesehen – dagegen ist die Fähigkeit, aus der keineswegs vergreisten Vision von Gottes Reich immer wieder neue Lebenskraft und neue Lebensentwürfe zu schöpfen. Zeiten der Krisen und des Übergangs bringen es mit sich, daß alte, frühere Kategorien des Denkens und Verhaltens fragwürdig werden; sie bleiben nur dann weiterhin brauchbar, wenn sie Leben fördern, Kreativität zulassen. Oftmals aber sind herkömmliche Muster unbrauchbar und hinderlich. Ohne ein mutiges Loslassen solch liebgewonnener und zugegebenermaßen vielleicht lange bewährter Muster kommen wir nicht

zu einem vorurteilslosen Hören auf das, was Situationen und Menschen, was Gott uns an neuen Möglichkeiten anbietet. Hoffen heißt, mit den Möglichkeiten und Visionen Gottes für uns Menschen rechnen, heißt nach Johann Baptist Metz „Verrückt sein nach der Möglichkeit Gottes in unserer Welt“. Könnten, müßten solch „verrückte Menschen“ nicht gerade wir Ordensleute sein? Ist nicht gerade dies unser Auftrag – gestern, heute und morgen?

Wenn wir Träume, Visionen brauchen, um die Gegenwart bestehen und die Zukunft vorbereiten zu können, dann stellt sich die Frage: welche Träume, was für Visionen?

Kirchenbilder für die Zukunft

Visionen von und für Orden sind naturgemäß eng verbunden mit Kirchenvisionen, Kirchenträumen, Kirchenbildern.

Nach Paul Zulehner ist Kirche „die Versammlung von Menschen, an denen sichtbar wird, was Gott für alle Menschen will“. Es geht um die „Gottesauslegung“ für die Menschen, für die Welt. Kirche als „Ort, wo Gott sich durchsetzen kann“, als „ein Stück Menschheit, wo Gott aufgenommen ist“. Danach heißt die Grundbotschaft der Kirche: „Gott ist mit uns“ und dieses „Mitsein als Heil will Gott für alle Menschen“.

Was für eine Kirche kann diesen Auftrag in der Welt von heute und morgen erfüllen, und welches wird unser Auftrag in dieser Kirche sein? Dazu zunächst folgende Feststellung: Es ist eine Tatsache, die uns allen bekannt ist, die wir aber wohl noch viel zu wenig in unserem Bewußtsein tragen: die Kirche der Zukunft wird in der sogenannten Dritten Welt (Asien, Afrika und Lateinamerika) liegen. Die Zahl der Katholiken in diesen Gebieten steigt ständig an. Dies wird die Gesamtkirche beeinflussen. Auch die europäischen Kirchen werden davon nicht unberührt bleiben. Etwas von einer solchen Verlagerung spüren ja internationale Ordensgemeinschaften bereits heute, eine Verlagerung, die von einer mehr oder weniger ausgeprägten Einbahnbewegung zu wechselseitigen Beziehungen führen wird. In unserer Gemeinschaft z. B. ist diese Kirche spürbar.

Wir haben heute 14 Provinzen: vier in Asien, vier in Afrika, zwei in Lateinamerika und vier in Europa. In Zahlen ausgedrückt heißt das: von den rund 2600 Schwestern sind heute noch etwas über 1400 in Europa und ca. 1200 in den anderen drei Kontinenten. Dazu ist folgendes zu sagen: Die europäischen Provinzen sind stark überaltert und haben wenig Nachwuchs. Das Durchschnittsalter in den meisten außereuropäischen Provinzen ist bedeutend tiefer, die Eintritte in diesen Provinzen sind erfreulich; dabei handelt es sich um einheimischen Nachwuchs. Die Auswirkungen dieser Entwicklung werden heute bereits mehr und mehr spürbar: nicht nur an der langsamen aber sicheren Verdrängung der offiziellen Haupt-Kongregationsprache Deutsch durch das Englische und Spanische, sondern auch in Fragen der Spiritualität, in der

Ausbildung junger Schwestern, in Strukturfragen, in der Frage, wie Gemeinsames und Partikuläres gegeneinander abzuwägen, respektiv miteinander zu verbinden ist.

Auf dem Hintergrund einer ähnlichen Zukunftsperspektive für die Gesamtkirche ist es wohl berechtigt, die Frage nach Kirchenvisionen im außereuropäischen Bereich zu stellen. Zukunftsweisende Visionen haben ja mit der gegebenen Wirklichkeit zu tun.

Ich hatte dieses Jahr Gelegenheit, mit Zukunftsgedanken eines afrikanischen schwarzen Bischofs Bekanntschaft zu machen. Er hat diese als Gast der Diözese Northampton/England im Verlauf der dortigen Pastoralplanungstagung geäußert. Ich möchte Ihnen einige dieser Themen vortragen, weil ich sie diskussionswürdig finde, und weil sie in mancher Hinsicht den Sehnsüchten europäischer Kirchenträumer sehr nahe kommen.

- Die Kirche der Zukunft wird mehrheitlich eine Kirche von Armen, Machtlosen sein.
- Sie wird keine Kirche sein, die sich mit Mächtigen (in Staat, Wirtschaft, Gesellschaft) arrangiert, um selber zu Macht und Ansehen zu gelangen.
- Sie wird eine Kirche des Volkes Gottes sein, wo das Bewußtsein lebendig ist, daß alle Kirche sind (d. h. auch Mitverantwortung, Partizipation).
- Sie wird eine vornehmlich von Laien geprägte Kirche sein; Kleriker und Ordensleute haben darin zwar eine wichtige Funktion, einen bestimmten Dienst, aber das Gesicht der Kirche wird vor allem von Laien geprägt sein.
- Sie wird keine uniforme, zentralistisch strukturierte Kirche sein, sondern eine pluriforme, in der die Einheit, die Communion, auf einer tieferen Ebene liegt.
- Sie wird eine Kirche sein, in der Strukturen, Gesetze, Regeln keine so dominante Rolle mehr spielen, in der dagegen viel Spontaneität und Eigenverantwortung in gegenseitiger Liebe Platz haben.
- Eine Kirche wird es sein, in der die konfessionellen Unterschiede keine so große oder überhaupt keine Bedeutung mehr haben.
- Die Kirche der Zukunft wird von Offenheit und Ehrfurcht andern Religionen gegenüber geprägt sein; denn Gott „wohnt“ nicht nur im Christentum.

Soweit die Kirchen-Visionen eines schwarzen Bischofs. Ich möchte sie hier im Raum stehen lassen, gleichsam als Gemälde mit verschiedenen Farben, die uns teilweise ansprechen mögen, teilweise abstoßen, teilweise Fragen in uns wachrufen... aber vielleicht doch gewisse „Trends“ anzeigen, wie eine Kirche der Zukunft mit Schwerpunkt in der Dritten Welt aussehen könnte.

Gedanken aus andern Blickwinkeln mögen das Bild ergänzen oder auch bestätigen. Heinrich Fries meint in seinem nicht unkritischen Beitrag in „Arme Kirche, reiche Kirche“ – „Stabilisierung durch Angst?“ (Verlag Agora 1990), die Kirche der Zukunft müsse in einem bisher nie dagewesenen Maße Weltkirche werden. „Das beinhaltet“, sagt Fries, „die Abkehr von dem so lange

Zeit gehegten Eurozentrismus. Das bedeutet nicht die Verleugnung der abendländischen Gestalt der Kirche. Diese ist und bleibt die Ursprungsgeschichte auch der Kirche von morgen. Abschied vom Eurozentrismus heißt vor allem: die europäisch-abendländische Gestalt des Christentums in Liturgie, Theologie, Kirchenstruktur, Recht und Symbolik darf nicht zum einzigen und verpflichtenden Modell für die Kirchen in und aus den Völkern werden.“ Im Blick auf das Konzil und als Ausdruck ihrer Erneuerungsbedürftigkeit und Erneuerungsfähigkeit wird sich die Kirche der Zukunft als Instrumente der Erneuerung den Dialog, die Begegnung, die Kommunikation in allen Richtungen, die Kooperation und Solidarität zu eigen machen müssen, immer mehr, immer besser, immer echter. Das Bild von der Kirche der Zukunft wird kein „ausgewogenes“ sein können. Kardinal Newman sagte einmal, glauben heiße „Spannungen aushalten“; das gilt demnach auch für und in der Gemeinschaft der Glaubenden.

Fries erinnert in diesem Zusammenhang an die These von Hans Urs von Balthasar: „Glaubwürdigkeit ist nur Liebe.“ Er nennt diese Aussage eine Perspektive in der Mitte des Christlichen. Darin trifft er sich mit Johann Baptist Metz, für den die Mitte des Christlichen nicht so sehr eine Doktrin ist, die es rein zu bewahren gilt, sondern eine Paxis, die es als Nachfolge radikal zu leben gilt. Um diese Mitte geht es in der Kirche, in den Orden. Darin liegt die Zukunftsfähigkeit für beide: für Kirche und Orden (Kuschel: Sölle/Metz p. 71).

Unsere Zukunftsvisionen sind eng verknüpft mit der gegenwärtigen konkreten Situation des Menschen. Es sind keine Fluchtwege in Traumwelten (Metz, Welches Christentum hat Zukunft? S. 25). Nein, es geht um einen neuen Grad an Aufmerksamkeit, um das genauere Hinschauen des barmherzigen Samaritanen, um die „Mystik der offenen Augen“ (Metz). Etwas von dieser Mystik der offenen Augen, die unmittelbar zur Praxis führt, finden wir in den lateinamerikanischen Kirchen.

Es mag interessant sein zu erfahren, wie Menschen aus diesem Erfahrungsbereich die Situation der Kirche in Europa beurteilen, respektiv welche Zukunftsperspektiven sie für unsere Kirche (unser Ordensleben) sehen. Unter dem Titel „Wiederentdeckung der Kirche vom Evangelium und von der Gemeinschaft her“ (in: Reiche Kirche, arme Kirche, S. 21) spricht Leonardo Boff über die Ursachen für den „kulturellen und kirchlichen Winter Europas“ und sieht diese im Fehlen einer „geschichtlichen Aussicht und einer größeren Hoffnung“. „Die zementierte Vergangenheit“, so Boff, „laste so gewaltig auf den Christen, daß „scheinbar kaum Raum für Neues“ bleibe. Dennoch sieht Boff Anzeichen neuen Lebens, „offenere Horizonte, die es erlauben, Hoffnung zu nähren und das ermüdete Gewebe der Institution zu erneuern“. Es sind dies – nach Boff – „die Rückbesinnung auf das Evangelium und die Entstehung, beziehungsweise die Neubelebung von Gemeinschaften überall in der Kirche“. Mir scheinen diese beiden Aspekte auch entscheidend für die Zukunft unserer Orden. Es geht um das Evangelium als lebensspendende Inspiration für das tägliche Leben und um Gemeinschaften, in denen das eigene

Charisma gelebt wird ohne es gegen die Institution auszuspielen, wobei Spannungen zwischen beiden nicht ganz zu vermeiden sind. Denn das Charisma als Träger des Neuen und Dynamischen kann (und muß auch) die Institution beunruhigen und aufwecken aus der Gefahr der Erstarrung.

Die wohl entscheidende Herausforderung der Lateinamerikanischen Kirche für die Weltkirche und für die europäische Kirche im besonderen ist die Option für die Armen und Unterdrückten, die Ausgegrenzten d. h. z. B. die Arbeitslosen, die Drogenkranken, die Aidspatienten, die psychisch Kranken, die Alten, die Flüchtlinge... (Boff, S. 22). „Je deutlicher die Kirche die Sache der Armen zu ihrer Sache macht im jeweils eigenen Land und in allen Länder, desto prophetischer und pastoraler wird ihr Wort ausfallen. Hier kann sie glaubwürdig werden und ein Antlitz gewinnen, das vom Evangelium geprägt ist“.

Dieser Blick auf das, was sein könnte, müßte, wird Einfluß darauf haben, wie eine Diözese, eine Pfarrei, wie ein Orden, wie die Kirche in die Zukunft geht, was auf diese Zukunft hin zu bedenken, zu erneuern, zu verändern, zu erfinden sein wird, was jeder Glaubende für diese Kirche und in dieser Kirche sein möchte und kann.

Zukunft der Orden

Was heißt das alles für uns Ordensleute, für die Zukunft unserer Gemeinschaften, für die Zukunft unseres Platzes und unserer Aufgabe in Kirche und Welt?

Von ihrer Gründung her gesehen entstanden Orden dann, wenn die Zukunft der Kirche in irgendeiner Weise auf dem Spiel stand, wenn neue Wegweiser für die Bewegungsrichtung des wandernden Volkes Gottes notwendig wurden, wenn Erstarrungen, Einseitigkeiten, sogar falsche Richtungen drohten. Zwar hat der Herr der Kirche ihr den Bestand bis ans Ende der Zeiten versprochen, nicht aber den Orden. Und Gottes Botschaft, der Aufbau des Reiches Gottes, könnte grundsätzlich auch ohne uns weitergehen mit andern Gruppierungen innerhalb der Kirche. Ich denke, wir sollten den Möglichkeiten Gottes und der Phantasie seines Geistes doch einiges mehr zutrauen. Das gibt uns die Fähigkeit, ohne Verkrampfung, in innerer Freiheit unsern heutigen Auftrag wahrzunehmen und so mit Gelassenheit in die Zukunft zu schreiten. Ob der Herr uns so oder in welcher Form auch immer zum Aufbau seines Reiches in einer fernen Zukunft noch braucht, überlasse ich ihm. Eines aber ist meine feste Überzeugung: die Kirche wird immer und immer wieder neu prophetisches Leben brauchen, damit sie selbst ihrem Dienst an diesem Reich treu bleiben kann. Oder wie Paul Zulehner formuliert: „damit sie fähig ist/wird, den Menschen davon Zeugnis zu geben, woraus sie selbst lebt“.

Dieser prophetische Dienst in und an der Kirche zugunsten der Menschen kann und wird heute von verschiedenen Gruppen und Einzelnen in der Kir-

che wahrgenommen, nicht nur von Ordens-Christen. Er bleibt aber gewiß auch weiterhin ein, wenn nicht letztlich der bedeutende Auftrag der Orden.

„Schon immer waren die Orden der Kirche ein Ort, wo Christen versucht haben, Gottes Traum vom Menschen in der Kirche entschlossen zu leben. Wer erfahren will, worum es bei der Kirche geht, kann dies bei den Orden lernen... Nicht nur einzelne Menschen können in diese Christenschule gehen, auch Pfarrgemeinden, ja sogar große Kirchengebiete sollten bei ihnen lernen können... Gerade in Zeiten, in denen Christen an einem katastrophalen Mangel an Folgen des Evangeliums für ihr eigenes Leben leiden, können Orden zum Stachel im Fleisch der Kirche werden... Orden werden zu Hoffnungsorten inmitten der Kirche, zu einem Erfahrungsraum lebendiger Kirche zugunsten von Menschen... Ordensgemeinschaften machen anschaulich, woraus Kirche lebt: aus mystischer Verwurzelung im lebendigen dreifaltigen Gott; und sie lassen erfahrbar werden, was aus dieser mystischen Gemeinschaft der Kirche erwächst: geschwisterliche Liebe zueinander und Dienste der Fußwaschung aneinander, besonders an den Armgemachten...“ (Zulehner: Vortrag vor Generaloberinnen, 1987, Paderborn). Ich habe etwas gezögert, diese Sätze zu zitieren, weil unser konkretes Leben oft so weit entfernt ist von dem, was hier als Erwartung und Anspruch ausgesprochen wird. Sind es nur Träume, Utopien??? oder dürfen wir nicht doch manches von dem auch heute (und im Laufe unserer Ordensgeschichten) dankbar wahrnehmen – vielleicht auch als etwas, das heute und morgen auf eine noch größere Entfaltung wartet? Die Frage könnte etwa lauten: Wie können wir heute glaubwürdig zeigen, worum es geht, wenn das Evangelium gelebt wird? Lassen Sie mich dazu auf einige mir wichtig scheinende Aspekte unseres Ordenslebens hinweisen. Dabei bin ich mir bewußt, daß ich manch andere unberücksichtigt lasse.

Der Standort

Ich möchte den folgenden Überlegungen ein Moment aus dem Leben des Franziskus von Assisi, zu dessen Familie meine Ordensgemeinschaft gehört, zugrundelegen (Anton Rotzetter, Franz von Assisi, Erinnerung und Leidenschaft, Herder 1989, S. 27). Es geht in einem ersten Kapitel dieses Buches um die unterschiedlichen Lebenskonzepte der Stadt Assisi und des hl. Franz. „Die mittelalterliche Stadt ist im allgemeinem konzentrisch angelegt, d. h. im Zentrum wohnen die Reichen und Mächtigen; je weiter entfernt vom Zentrum jemand wohnt, um so weniger reich und mächtig ist er; am Rande wohnen die Armen und Bettler; ganz außerhalb der Stadt, ohne jede Beziehung zum Leben in der Stadt, sind die Aussätzigen... Der Lebenssinn der Bürger besteht darin, möglichst nahe beim Zentrum oder sogar im Zentrum zu sein, selbst auf Kosten anderer Bürger. Diese Atmosphäre ist gekennzeichnet durch Rücksichtslosigkeit und Ausbeutung.“

Das Lebenskonzept des hl. Franz widerspricht diesem eben skizzierten Lebenskonzept. „Exivi e saeculo“ – ich zog aus der Stadt, der Gesellschaft. Es ist

ein Exodus aus deren Denken und Handeln. Franz erklärt die Aussätzigen zum neuen Lebenszentrum und definiert diese Umkehr aller damaligen gesellschaftlichen Werte als „Demut und Armut Christi“ oder als „Leben nach der Weise des Evangeliums“. Es ging also um die Verlagerung des Standortes, weg von der Machtzentrale hin an den Rand, zum schwächsten Glied der Gesellschaft. Dieser neue Standort brachte eine neue Sicht, einen anderen Blickwinkel, die Umkehr der Werte, eine Schwerpunktverlagerung, ein neues Denken und Fühlen mit sich. Mag diese Standortveränderung in unsern verschiedenen Orden je ein anderes Gesicht haben – ich denke, irgendwie haben wir alle als Orden und als Einzelne mit einer Standortveränderung begonnen, und irgendwie haben Zukunftsvisionen mit einer Frage nach dem Standort zu tun, mit einer Korrektur, einer Revision, mit neuen Prioritäten, mit einer noch entschiedeneren Option für das, was mit dem Konzil einen neuen Anfang genommen hat. Standorte für Orden könnten „Schwachstellen“ der Gesellschaft, Schwachstellen auch der heutigen Kirche sein. Man könnte auch von neuralgischen Stellen, Alarmsituationen sprechen, die Nöte und Bedrängnisse signalisieren, durch die oder an denen die Herausforderungen unüberhörbar deutlich zum Ausdruck kommen. Standorte auch, die oft in irgendeiner Weise mit Risiken verbunden sind. Dazu noch ein weiteres (zum Folgenden vgl. Referat von P. Köster SJ, Leiter der IMS, Frankfurt): Die Lebenskultur nach den Evangelischen Räten geht davon aus, daß menschliches Heil nicht allein aus den Bedürfnissen des Menschen und der Gesellschaft, auch nicht aus den Interessen kirchlich-institutioneller Organe ableitbar ist. Die Lebensform der Evangelischen Räte hat die gefährliche Erinnerung an die eine ganz bestimmte Geschichte Jesu und an sein Prophetenschicksal wachzuhalten. Jesu Weg, der zu Kreuz und Auferstehung führte, soll sich den Menschen erschließen als der Weg, auf dem Heil- und Sinnerfahrung möglich ist. Die evangelischen Räte wollen anschaulich und wirksam in Erinnerung bringen, daß kein Mensch von Menschen zum Namenlosen, zum Verlorenen, zum Objekt gemacht werden darf. „Was von den Orden heute zunächst und in erster Linie gefordert wäre – nicht als Doktrin, sondern als Lebensform – ist das Elementarste und Riskanteste des Glaubens zugleich: Gottes Zeugenschaft in einer religionsfreundlichen Gottlosigkeit, in einem Zeitalter der Religion ohne Gott“ (Metz Gottespassion). Es geht in erster Linie um eine Lebens- und Glaubensweise von Menschen, die – wie wir gesehen haben – „verrückt sind nach der Möglichkeit Gottes in unserer Welt“. Solche Menschen leisten Widerstand gegen den Visionsverzicht, gegen Resignation und Hoffnungslosigkeit, die sind auf der Suche nach Lebensformen, die ein Gegengewicht zur heutigen Lebenskultur bilden und die heute besonders die großen Optionen: Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung mit einbeziehen. Sie haben den Mut zum Einsatz auch in gefährlichen und riskanten Situationen. „Orden springen ein, wenn und wo es besonders gefährlich ist“ (Metz, S.17). Ich erinnere Sie an die Morde in El Salvador. Auch Leonardo Boff bestätigte kürzlich in einem Gespräch, daß jene, die sich in seiner Heimat und in anderen Ländern für mehr Gerechtigkeit einsetzen – also auch er selbst – in ständiger Lebensgefahr leben.

Neuralgische Punkte

Standorte für Orden waren immer wieder Schwachstellen oder neuralgische Punkte in Kirche und Gesellschaft. Auf drei solcher Punkte in unserer Zeit möchte ich zu sprechen kommen.

1. Eurozentrismus in Gesellschaft und Kirche

Geistliche Gemeinschaften verstehen sich entsprechend einer sehr langen und ungebrochenen Überlieferungsgeschichte zu Recht als Jünger- und Jüngerinnengemeinde im besonderen Sinn. Sie haben nicht nur ihren Ort in der Kirche, sondern sie sind Kirche und sollen Kirche zur Erscheinung bringen, so daß man glauben kann, daß der Herr in ihrer Mitte ist. In diesem Sinn verdeutlichen die Orden das, was Kirche überhaupt ist und sein soll. Solcher exemplarischer Jünger- und Jüngerinnengemeinden bedarf die Gesamtkirche (Greshake a.a.O.). Mehr noch: solche Gemeinschaften waren in der Vergangenheit und können in Gegenwart und Zukunft „Pflanzstätten“ zur Erneuerung der Gesamtkirche sein (Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens, Nr. 9). Es geht dabei nicht um ideale Mustergemeinschaften, die in voller Eintracht und Harmonie handeln und leben. Vielmehr geht es um Gemeinschaften, die sich z. B. im Sinne einer echten Katholizität mehr und mehr öffnen für die Anliegen und Werte anderer Völker, und dabei nicht in einem Einbahn-Weg stecken bleiben. „Wir werden verändert, wenn wir uns an einen neuen Ort begeben und wenn wir uns der Wahrheit eines anderen Standpunktes aussetzen, der nicht unser eigener ist“ (Rohr, S. 133). Rohr spricht davon, daß die lateinamerikanische Kirche daran ist, die nordamerikanische zu bekehren. „Die einzige Hoffnung für die katholische Kirche besteht darin, daß sie irgendwann im wahren Wortsinne katholisch wird.“ Sich mehr und mehr öffnen für die Erfahrungen anderer Völker und für die Werte ihrer Kulturen, das könnte die Kirche zu einer authentischen Hoffnungsträgerin für die Menschen machen. Als westlich geprägte Menschen können wir Ordensleute zum Beispiel manches über Gemeinschaft, menschliche Beziehungen neu lernen. Wir, die wir in Ländern leben, wo die Menschen mehr und mehr vereinsamen, wo die Kommunikation so oft gestört ist oder gänzlich ausfällt. Die Gastfreundschaft z. B. ist bei vielen Völkern und Stämmen der Dritten Welt ein ganz hohes Gut.

Ich erlebte dies kürzlich in Indien sehr eindrücklich. Dem Besuch eines Gastes haftet etwas Göttliches an. „Das Göttliche in mir grüßt das Göttliche in dir“ (Hindu-Tradition). Auch sogenannte gewöhnliche oder unangemeldete Besucher genießen die volle Aufmerksamkeit der Gastgeber, die ihnen ihre Zeit und ihre Tischgemeinschaft zur Verfügung stellen. Etwas von einer solchen Haltung suchen westliche Menschen heute mehr und mehr. Das ist eine nicht unbedeutende Herausforderung für uns, die wir meistens so furchtbar beschäftigt sind, so gestreßt durch den Tag und die Woche rennen. Es gibt Gruppen in Europa, die sich dieser Herausforderung ganz bewußt stellen. Etwa

basiskirchliche Gemeinschaften in Frankreich, die daraus eine eigene Spiritualität gemacht haben („Lösch den Geist nicht aus“, S. 209). Die drei Stichworte ihrer Spiritualität heißen: *accueil*, *partage*, *gratuité*. *Accueil* meint den Versuch, als einzelne und als Gemeinschaft sich so zu verhalten, daß man ohne Vorbehalt für die andern da ist, für sie offen ist und sich ihnen öffnet. Das bedeutet Bereitschaft zur Präsenz, zum Hören, zur Solidarität mit dem und den Fremden. *Partage*: teilen, teilgeben, teilnehmen – ist ein Aufbruch aus der individualistischen Verengung zu solidarischem Handeln. *Gratuité* versteht sich als Dankbarkeit, als Antwort auf das Geschenk des Lebens, eine Haltung, die den Kreis von Leisten, Haben, Kaufen, Konsumieren durchbricht.

Sind diese Dinge aber wirklich so neu? Finden wir sie – vielleicht unter andern Namen – nicht auch in unseren Ordens-Traditionen? Sind sie vielleicht schon immer dagewesen und müßten wir sie zu neuem Leben erwecken? Vielleicht gerade angeregt durch die Begegnung mit anderen Kulturen und gleichzeitig herausgefordert durch die Nöte und Bedürfnisse der Menschen unserer Zeit.

Unsere vielfach internationalen Gemeinschaften haben im Bezug auf solche Kontakte und Anregungen aus der Dritten Welt größere Möglichkeiten als manche Ortskirchen und könnten vermehrt Wegbereiter und Förderer solcher Öffnungen in den Ortskirchen sein. Es beginnt mit der Wahrnehmung des Anderen, des Fremden, mit unserer Sprache, die wir benützen, wenn wir über Fremde sprechen. Es geht um kühne Projekte des Zusammenlebens, um leb- bare Antwortmodelle für den Alltag. Aber auch in anderer Beziehung könnte diese größere Öffnung bedeutungsvoll sein: „Die Kirche in der Schweiz wird nur dann die von Konzil und Synode geforderten Reformen vorantreiben, wenn sie ihre eigene Enge aufbricht und sich mit dem Leiden und Feiern, dem Suchen und Gestalten anderer Ortskirchen auseinandersetzt. Dann wird sie erfahren: kirchliche Gemeinschaft kann anders leben, kann anders beten und singen, kann eine andere Stellung den gesellschaftlichen Mächten gegenüber einnehmen“ (Alois Odermatt zu den dringenden Aufgaben der Missionskonferenz der Schweiz). Ich meine, in diesem ganzen Bereich sind auch Orden gefragt und herausgefordert.

2. Gemeinschaftsform, Führungsstil

Geistliche Gemeinschaften als Jünger- und Jüngerinnengemeinden standen immer schon vor der Frage, wie diese Gemeinschaft evangeliumsgemäß konkret zu leben ist. Die Art und Weise des Umgangs miteinander, damit auch verbunden Fragen des Führungsstils, Fragen von Autorität und Gehorsam sind in unserer Zeit der Suche nach neuen Mustern, nach evangeliumsgemäßen Mustern, besonders brennend geworden. Ich meine auch, daß diese Themen zu den neuralgischen Punkten in unserer Gesellschaft und Kirche gehören. Solch wunde Stellen sind immer auch eine Chance für Neuanfänge, sofern man sie nicht mit ungeeigneten Mitteln zu heilen versucht oder, was noch schlimmer wäre, wenn man sie überhaupt nicht als Wunden wahrzunehmen vermöchte.

Im Zuge der nachkonziliären Reform hat sich in vielen unserer Gemeinschaften eine veränderte Praxis eingespielt. Dies im Sinne von mehr Schwesterlichkeit, Brüderlichkeit, Geschwisterlichkeit, im Sinne von mehr Menschlichkeit, mehr Partnerschaft, einem mehr partnerschaftlichen Führungsstil. Letztlich geht es dabei keineswegs um Abschaffung von Autorität und Gehorsam, sondern um deren evangeliumsgemäßes Verständnis. Dies beinhaltet etwa: herrschaftsfreier Umgang miteinander, Dialogfähigkeit und Dialogbereitschaft, Achtung und Ehrfurcht vor der Überzeugung und Andersartigkeit des andern, Versöhnungsbereitschaft, Fähigkeit mit Konflikten umzugehen, Transparenz im Reden und Tun... Für uns Schwestern und Brüder in Leitungsfunktionen heißt dies im besonderen: die Glieder unserer Gemeinschaften, alles erwachsene Menschen, zum persönlichen menschlichen und spirituellen Wachstum ermächtigen und Voraussetzungen schaffen für den Dienst als Mission/Sendung in der Kirche. Durch Partizipation die Identifikation der Glieder mit dem Ganzen der Gemeinschaft fördern. Paul Zulehner sagt einmal: „Eine Leitung, die nicht ermutigt zur Selbstverantwortung und Mitverantwortung, ist eine miserable Leitung“ (Studientagung VONOS/Schweiz).

Sind wir bisweilen zu skeptisch oder haben wir kein Vertrauen in das Wirken des Gottesgeistes in jedem einzelnen Mitglied? Eine Spur vielleicht von dem, was Zulehner „ekklesialen Atheismus“ nennt? Führungsmodelle partizipativer Art sind „inklusiv“ (nicht „exklusiv“), d. h. die beruhen auf dem Bewußtsein, daß wir alle aufeinander angewiesen sind, einander brauchen, und daß der Geist nicht auf die oberste Spitze allein zu lokalisieren ist. Solche Führungsmodelle machen den Gehorsam keineswegs überflüssig, sie fördern aber das Verständnis für Amtsträger- und Trägerinnen und ihre Leitungsfunktionen und verhindern die Isolation des Amtes. Eine Autorität, der kein Vertrauen entgegengebracht wird, ist schwerlich funktionsfähig.

Ich habe hier auf die Bedeutung von Gemeinschaft und die Art des Führungsstils hingewiesen, weil Gemeinschaft ein wesentliches Element des Ordenslebens, aber auch der Kirche insgesamt ist. Darüber hinaus ist das Problem der Beziehungen ein ganz zentrales für den Menschen unserer Zeit. Wir stoßen in diesem Bereich auf sehr viel Hilflosigkeit und Unvermögen. Und doch liegen gerade hier die großen Sehnsüchte der Menschen unserer Tage. Es ist ein Kernproblem unserer Zivilisation, jedenfalls in unserer europäischen Welt. Aus diesen Gründen ist die Vision von einer Christlichen Gemeinschaft, einer Gemeinschaft, in der das Reich Gottes am Kommen ist, von besonderer Bedeutung. Gemeinschaft lebt von Beziehungen und jede Beziehung braucht Pflege wie alles, was lebt. Der Mensch der westlichen Welt im besonderen krankt am Verlust oder an nicht stattfindenden Beziehungen. Und wir erfahren es täglich auch in unseren Gemeinschaften: sie sind meist dann krank, wenn die Beziehungen gestört sind. Ein heute nicht zu übersehender Faktor ist die Hektik. Sie kann tödlich wirken, nicht nur beim Autofahrer. Hektik bringt uns ums Leben, um den Lebenssinn, um die Lebenstiefe. Sie ist gemeinschaftsfeindlich; wir können unser Leben nicht mehr als Mit-Sein erfahren. Nur wo wir Zeit haben füreinander (und dies gilt natürlich auch für unse-

ren Dienst an den Menschen), sind Beziehungen möglich und ist Leben miteinander im Jetzt und Hier mehr als ein gemeinsamer Tisch oder ein flüchtiges Grüßen unter der Tür. Es geht um die Qualität eines gemeinsamen Weges, um erfüllte Zeit und nicht um bis zum non-sense gemessene Zeit. Wenn wir wollen, daß unsere Kirche ein menschlicheres Gesicht bekommt, und wenn unsere Gemeinschaften kirchliche Gemeinschaft mit menschlichem Gesicht realisieren sollen, dann brauchen wir dafür ein „Klima mitgeteilter Gegenwart“, ein Milieu der Zuneigung, ein Erkennen und Anerkennen der Interdependenz, daß Wissen, daß keiner völlig abhängig, keiner völlig unabhängig ist, gegenseitiges Verwiesensein aufeinander und Solidarität.

Die Realisierung solcher Gemeinschaft ist gewiß kein Monopol der Ordensleute. Manche Gruppierungen innerhalb der Kirche versuchen das heute auch und vielleicht bisweilen mit besserem Erfolg. Dennoch bleibt die Tatsache, daß die Verwirklichung evangelischer Gemeinschaft ein wesentlicher Bestandteil des Ordenslebens ist. Wir wissen alle – als Vorgesetzte oft auf schmerzliche Art und Weise –, wie schwierig eine solche Vision zu realisieren ist. Aber ich glaube sagen zu dürfen, daß gerade in den letzten Jahren (ich weiß es von den weiblichen Gemeinschaften) große Anstrengungen in dieser Richtung gemacht wurden und weiter gemacht werden. Daß Einzelne und ganze Gemeinschaften heil und immer heiler werden in der umfassenden und ganzheitlichen Bedeutung des Wortes, ist keine leere Utopie, sondern ein Weg, der mit dem schrittweisen Kommen des Reiches Gottes zu tun hat.

Konstitutives Merkmal christlicher Gemeinschaft, die ihren Ursprung der Liebe Gottes verdankt, ist die Liebe, die in der Kraft des Geistes stets neu erfahren werden kann und praktiziert werden soll (Orientierung 15./31. August, Paul Hoffmann, Eine geschwisterliche Kirche). Die folgende kleine Geschichte mag das illustrieren. Sie sagt im Wesentlichen das aus, was in unseren Gemeinschaften und in der Kirche Zukunft hat. Ein berühmtes Kloster durchlebte einst sehr schwierige Zeiten. Früher bewohnten viele junge Mönche die zahlreichen Gebäude, und die mächtige Kirche wiederhallte vom feierlichen Gesang der großen Gemeinschaft. Jetzt aber war es anders geworden. Nur noch wenige alte Ordensmänner bewohnten das Kloster, und ihr armseliges Singen kam aus einem schweren Herzen. Die Menschen fühlten sich kaum mehr angezogen und blieben dem Gottesdienst fern. Am nahegelegenen Waldrand stand eine kleine Hütte. Ein alter Rabbi kam von Zeit zu Zeit an diesen Ort, um zu fasten und zu beten. In dieser Zeit fühlten sich die Mönche getragen von einer mit Gebet erfüllten Gegenwart.

Eines Tages beschloß der Abt des Klosters den Rabbi aufzusuchen. Dieser stand mit ausgestreckten Armen unter der Türe seiner Hütte, als ob er den Abt schon seit langem erwartet hätte. Die beiden umarmten sich herzlich wie Brüder. Dann lud der Rabbi seinen Gast in die Hütte ein. In der Mitte des Raumes stand ein hölzerner Tisch, auf dem die Hl. Schriften aufgeschlagen waren. Nach einer langen Weile des Schweigens sprach der Rabbi: „Du und deine Brüder dienen Gott mit schwerem Herzen. Du möchtest von mir eine Unterweisung. Ich werde dir solche geben. Du darfst sie aber nur ein einziges

mal wiederholen.“ Dann blickte er dem Abt in die Augen und sagte: „Der Messias ist unter euch.“ Nach einer kurzen Stille sprach er zum Abt: „Und nun geh wieder ins Kloster zurück.“

Am anderen Morgen rief der Abt seine Mönche zusammen und berichtete ihnen, was vorgefallen war, und was der Rabbi ihm gesagt hatte. Erstaunt fragten sie einander, was der Spruch wohl bedeute. „Ist Br. Thomas der Messias? oder Br. Peter? oder Br. Benedikt?“ Recht verwirrt gingen sie dann auseinander, jedoch ohne je wieder davon zu sprechen.

Nach einiger Zeit begannen die Mönche sich gegenseitig mit besonderer Ehrfurcht zu begegnen. Es entstand eine wirklich menschliche, herzliche Atmosphäre in der Gemeinschaft. Es war schwierig, sie zu beschreiben; aber jedermann konnte sie wahrnehmen. Sie hatten etwas gefunden, und dennoch waren sie stets auf der Suche danach. Besucher zeigten sich tief beeindruckt vom veränderten Leben der Mönche. Nach und nach kamen Menschen, bisweilen weither, um mit den Mönchen zu beten. Junge Menschen klopfen an und baten um Aufnahme in die Gemeinschaft.

Nur eine Geschichte? Oder doch vielleicht eine Vision, die so oder so Wirklichkeit werden könnte?

3. Stellung der Frau

Orden als Hoffnungsort für heutige Menschen, Ordensleute als leidenschaftlich Engagierte an „Schwachstellen“ und „Brandherden“ unserer Gesellschaft und Kirche, können an der Frage nach der Stellung der Frau nicht vorbeisehen. Ich denke, daß auch ich als Frau im Zusammenhang mit Zukunftsvisionen zu diesem Thema nicht schweigen kann und darf.

Frauenbewegungen gibt es nicht erst in neuer und neuester Zeit. Br. Anton Rotzetter weist in seinem Franziskus-Buch (Erinnerungen und Leidenschaft, S. 94 ff.) auf Frauenbewegungen im 12./13. Jahrhundert hin: Frauengruppen beteten und arbeiteten miteinander, lebten gemeinsam und wollten zusammen auch wirken; z. T. unter traditionellen Bedingungen (etwa in Klöstern; diese waren damals überfüllt) oder in neuen Formen mit neuen Initiativen, Vorstellungen, Visionen (als sogenannte „Waldschwwestern“, Beginen etc.). Sie lebten miteinander an einem Ort oder zogen als Wanderpredigerinnen durch die Gegend. Sie beschäftigten sich bereits damals mit der Frage nach dem Priestertum der Frau, auch mit der Frage, ob Theologinnen nicht eine eigenständige Bibelauslegung wagen dürften. Der Bewegung war aber kein Erfolg beschieden, weil die kirchliche Hierarchie ihr Veto einlegte. Die Männerorden wurden angewiesen, sich von der Frauenbewegung zu distanzieren. Es wurden frauenfeindliche Parolen in Umlauf gesetzt. Diese autoritär negativ entschiedenen Fragen der Frauen fanden ihren Niederschlag in den Regeln und Konstitutionen der Frauenorden; die selbständigen Lebensformen kamen unter die Kontrolle der Kirche, beziehungsweise der Männerorden.

Es gab zwar im Laufe der weiteren Entwicklung immer wieder Frauenpersönlichkeiten von erstaunlichem Mut und mit einem starken Selbstbewußtsein, allen voran natürlich Teresa von Avila. Ich möchte hier aber ein anderes, weniger bekanntes Beispiel anführen: *Klara von Assisi*. Es ging damals um eine Ordensregel für die neue Schwesterngemeinschaft.

An der päpstlichen Kurie dachte man, daß die Schwestern sehr wohl versprechen konnten, nach der Regel des heiligen Benedikt zu leben. Faktisch sollten sie durchaus franziskanisch leben dürfen. *Klara* wollte nicht, daß eine solche Kluft besteht zwischen Versprechen und Leben, zwischen Recht und Praxis, zwischen Denken und Handeln. Sie schrieb darum nach Rom, oft und immer wieder, zusammen mit der seligen Agnes von Prag, einer anderen Frau, der dieses männliche Denken fremd war. Von Rom erhielt sie die Antwort: Die Regel verpflichte ja nur „quoad essentialia“, nur bezüglich des Wesentlichen, was ja ohnehin für alle Ordensleute das gleiche sei: Gehorsam, Armut, Ehelosigkeit. Im übrigen könnten sie leben, wie sie wollten, eben nach den gemeinsamen Vorstellungen von Franz und Klara. Welche Schizophrenie! Klara und Agnes kämpften weiter. Sie erreichten dann eine Neuformulierung der Regel: Papst Innozenz IV. schrieb eine monastische Regel, in die er auch noch ein paar Prisen franziskanisches Gedankengut streute. Auch das genügte der unermüdlichen Frau nicht. Sie setzte sich dann selber an den Schreibtisch und verfaßte eine Regel, die ihren Vorstellungen entsprach. Zum ersten Mal in der Geschichte wagte eine Frau, für Frauen eine Regel zu schreiben. Schließlich beugte sich Rom nach langem Kampf; ihre Regel wurde bestätigt. Sprachempfinden und Wortschatz übertrafen bei weitem die entsprechenden Fähigkeiten des heiligen Franz. Auch in anderen Beziehungen war Klara eine kämpferische Natur. Einmal griff sie zum Mittel des Hungerstreikes: Gregor IX. verbietet den Franziskanern, ohne besondere Erlaubnis das Kloster San Damiano zu betreten. Nun taten sie das vorwiegend aus zwei Gründen: einmal für Predigt und Gottesdienst und dann für die Beschaffung der Lebensmittel. Während jenes selbstverständlich war, sollte dieses eingeschränkt werden. Klara aber setzte es mit einem Hungerstreik durch, daß der Papst seine Maßnahme zurücknehmen mußte (Anton Rotzetter in Zeitschrift „Tau“).

Ordensfrauen im Widerstand – sind wir das heute? Wollen wir es überhaupt sein? Wenn ich von Widerstand spreche, meine ich natürlich nicht in erster Linie Aktionen wie diejenige der Franziskanerin Rosemary Lynch mit ihren Mahnwachen und anderen Aktionen gegen die amerikanischen Atomtests in der Wüste Nevada. Auch können wir kaum all unsere Anliegen direkt und hartnäckig wie Klara dem Papst vorlegen, obwohl dies vielleicht bisweilen für beide Seiten von Nutzen wäre. Ich denke viel eher an die Art des Widerstandes, der positiv Neues hervorbringt und an die Stelle dessen setzt, das man verändern möchte. Franziskus z. B. hat die Reichen nicht verflucht, sondern ist selbst arm geworden: er bricht nicht mit der reformbedürftigen Kirche, sondern lebt in ihr die Freiheit und Unverfälschtheit des Evangeliums. Diese Art des Widerstandes setzt ein stets offenes Hören auf die besondere Berufung als Einzelne und Gemeinschaft und ein gesundes Selbstbewußtsein voraus. Ich

habe die Erfahrung gemacht, daß die „Ordensfrau von gestern“ die „Ordensfrau von heute“ noch sehr stark begleitet, d. h. früheres, vielfach fremdbestimmtes Verhalten verbunden mit einem entsprechenden Lebensstil haben heute noch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß. Es ist nicht leicht für eine Ordensfrau sie selbst zu sein, wenn ihr Frausein über lange Zeit neutralisiert wurde. Neutralisiert wurden zahlreiche Werte und natürliche Eigenschaften bei Ordensfrauen, deren persönliche Entwicklung dadurch blockiert und schließlich abgebrochen wurde (Kreativität, Originalität, Freiraum...). Maßgebend war doch über lange Strecken weniger die eigene Motivation und Spontaneität als die Autorität einer anderen Person, vielfach eines Mannes (des Beichtvaters, des spirituellen Begleiters, des Spirituals) oder der Oberin, der ehrwürdigen Mutter.

Das eigene Selbstwertgefühl war bisweilen sehr schwach ausgebildet. Als junge Schwester war ich Mitglied einer Arbeitsgruppe von Ordensfrauen, die alle in Erziehung und Schule tätig waren. Aufschlußreich gestaltete sich bei der ersten Begegnung die Vorstellungsrunde: mit ganz wenigen Ausnahmen bezeichnete sich eine Schwester nach der andern als „bouche-trou“ = Lückenbüßerin. Ich weiß bis heute nicht, ob dies eine Art Demutsfloskel war oder eben doch vielmehr einem blutarmen Selbstwertgefühl Ausdruck verlieh.

Ich erwähne diese Dinge, weil sie mir wichtig erscheinen für die zukünftige Entwicklung unserer weiblichen Ordensgemeinschaften, wichtig aber auch für die Kirche und den männlichen Teil unseres Gottesvolkes. Wenn Menschen nicht sich selber sein können, können sie auch nicht wirken, nicht wirkkünftig sein. Frauen, Ordensfrauen müssen ihr Frausein annehmen und entwickeln können. Vielleicht wenden sie ein: Das sei nun doch alles anders geworden, das sei nun doch endgültig vorbei. Hoffentlich! und Gott sei Dank ist vieles anders geworden. Aber sie werden mir recht geben, daß wir uns auch heute noch mit den Folgen auseinanderzusetzen haben, und daß die früheren Erfahrungen manche Schwester auf ihrem Weg hemmt und ihr das, was sie eigentlich sein könnte und möchte, erschwert, wenn nicht verunmöglicht. Die Gefahr des Erblassens der Spannkraft und Begeisterung ist damit eng verbunden. Und doch könnten Ordensfrauen eine Quelle von Leben und Vitalität in der Kirche sein. Frauen, auch Ordensfrauen, müßten jene Qualitäten in die Kirche einbringen, die bis dahin zu kurz kamen: etwa eine Humanisierung der Beziehungen, mehr Person-Bezogenheit, eine größere Nähe zum Leben, zum konkreten Leben, eine stärkere Gemeinschaftsbezogenheit, Ganzheitlichkeit, notwendige Ergänzungen zum vielfach einseitig gesetzlichen Denken. Es ist in unserer Kirche bekanntlich sehr wichtig, daß und wie das Recht zum Zuge kommt. Denken wir daran, wie viele Konstitutionen und Statuten seit dem Konzil unformuliert, neu geschrieben, korrigiert und zuletzt dem neuen Kirchenrecht angepaßt worden sind. Wie viel Zeit wurde an General- und Provinzkapiteln darauf verwendet! Ich kann meine Mitschwestern verstehen, wenn sie genug haben von den Paragraphendiskussionen und die Frage stellen: „Wann beginnen wir endlich zu leben“?

Gesetze und Regeln sind notwendig. Das wissen wir alle. Aber christliches Leben, Ordensleben, ist viel mehr als die genaue Einhaltung von Regeln. Es geht letztlich nicht darum, dies oder jenes zu tun oder nicht zu tun, sondern – wie dies kürzlich in einer Predigt formuliert wurde: „Recht muß mit Liebe, mit Barmherzigkeit verbunden sein. Gerade dann, wenn das Recht nicht mehr weiterhilft, wird der echte Geist Jesu unter Beweis gestellt.“ Ich denke, daß Ordensfrauen in dieser Beziehung nicht Unbedeutendes in Gesellschaft und Kirche einzubringen hätten. Es bleibt aber wahr, was Asevedo zur Entwicklung des weiblichen Ordenslebens sagt: „Was das weibliche Ordensleben betrifft, so kann man behaupten, daß seine wirkungsvolle Erneuerung mit der Entwicklung der Ordensfrau als Frau verknüpft ist. Die Problematik der Ordensfrau ist von der globalen Problematik der Frau in der Kirche und in der Welt nicht zu trennen.“ Und dieser Problematik haben sich Ordensfrauen und Ordensmänner zu stellen.

Geschwisterlichkeit – diese gehört entschieden zu einer Kirche der Zukunft – heißt in diesem Zusammenhang: Solidarität mit Frauen in Kirche und Gesellschaft, mit Aufbruchbewegungen von Frauen, auch wenn wir nicht jeder Äußerung von Feministinnen und jeder Gruppierung zustimmen können. Es geht um die Unterstützung und das Mittragen berechtigter Anliegen. Wir sind mitverantwortlich für den Dialog und für die Art und Weise, wie er auf verschiedenen Ebenen geführt wird. „Wenn diese Themen bei uns nicht vorkommen, und wir uns ihnen in ehrlicher Auseinandersetzung nicht stellen, sind wir weg vom Fenster der Geschichte“ (Zulehner). Mehr noch: Solange Frauen das Leben der Kirche in allen Bereichen nicht entscheidend mitprägen können, fehlt der Kirche etwas Bedeutsames. Es geht darum, daß Gaben, die Gott der Kirche und der Gesellschaft gegeben hat und auch heute gibt und weiter geben möchte, nicht brach liegen. Frausein und Mannsein sind Begabungen. Was machen wir damit?

Schluß

Was für unsere Zukunft als Ordensfrauen und Ordensmänner von Bedeutung ist, kann vielleicht so formuliert werden: Es geht nicht darum, daß wir überleben, es geht darum, daß wir leben. „Die Umwandlung der modernen Zeit ist nicht eine, die sich in einigen isolierten Bereichen vollzieht, sondern sie geschieht mitten drin, in den Inhalten der Kultur, d. h. bis in die spezifisch menschliche Existenzweise auf dieser Erde. Ordensleben als Lebens- und Glaubenskultur hat diese Umwandlung wahrzunehmen und dem Menschen in dieser Situation seinen Dienst anzubieten, einen Dienst, der „Widerstand gegen den Tod des Menschen“ (Metz, Gottespassion) ist. Metz formuliert seine „Vision“ so: „Unentbehrlich wäre die Ordensexistenz auch heute als leidenschaftliche und keineswegs nur private Gestikulation mit der ‚Möglichkeit Gottes‘ für diese Zeit“ (Metz, Gottespassion).

Ich möchte mit einem biblischen Bild schließen. Es drückt ein Anliegen aus, das mir für das Ordensleben von heute und morgen am Herzen liegt. Es war Kardinal Martini, der dieses Bild 1989 zum Abschluß des Symposiums vor den Vertretern der Europäischen Bischofskonferenzen skizzierte: Für Jesus bedeutete der Ortswechsel von Nazareth nach Kafarnaum, Gewohnheiten, das Vorhersehbare zu verlassen und sich auszuliefern dem Wandel, dem Unbekannten, dem, was wir heute Begegnung mit der „Moderne“, mit der „Komplexität“, mit dem „Pluralismus“ nennen. Nach Kafarnaum hinabsteigen hieß also, sich mit einer neuen Lebensweise auseinanderzusetzen, hieß schließlich auch Neuem und der Unsicherheit zu begegnen. Nicht unsonst beschreibt der Evangelist Markus den ersten Aufenthalt Jesu in Kafarnaum als eine Begegnung mit Besessenen und mit allen möglichen Kranken (Mk 1, 23. 30. 32).

Jesus begegnete diesem Wandel nicht widerwillig, so als ob er nostalgisch Nazaret verbunden geblieben wäre. Er hat Kafarnaum so angenommen, daß man sie „seine Stadt“ nennen konnte (Mt 9,1). Das hinderte ihn nicht, frei und kritisch gegenüber der Stadt zu sein. Er verschwieg nicht die Schuld, ersparte nicht die Warnungen. Aber alles nahm seinen Ausgang von einer tiefen Liebe, von einer selbstverständlichen Anwesenheit, von einem Teilnehmen am Geschick und den täglichen Leiden seines Volkes.

Benützte Literatur (Auswahl)

- KAST V. *Freude, Inspiration, Hoffnung*. Walter-Verlag 1991
 AZEVEDO M. *Vision und Herausforderung*. Tyrolia-Verlag 1989
 GRESHAKE G. *Das Selbstverständnis der Orden heute*. Berufung zum Ordensleben nach dem Zweiten Vatikan. Konzil. (in Ordensnachrichten, 30 Jg. 1991/Heft 2)
 METZ J.B./PETERS T.R.: *Gottespassion*. Zur Ordensexistenz heute. Herder 1991
 SÖLLE D./METZ J.: *Welches Christentum hat Zukunft?* Kreuz-Verlag 1990
 FIAND B.: *Living the Vision*. Religious Vows in an Age of Change. Crossroad 1990.
 ROTZETTER A.: *Franz von Assisi*. Erinnerung und Leidenschaft. Herder 1989
 ROHR R.: *Von der Freiheit loszulassen – letting go*. Claudius-Verlag 1990
 KRÜGGELER M./JUNKER M./MÖHLER/W.(HRSG.): *Löscht den Geist nicht aus! Leidenschaft für das Neue*. Kösel 1991
 TERMOLEN R.(HRSG.): *Arme Kirche – Reiche Kirche*. Agora 1990